



Erich Fromm, der Holocaust und die historische Verantwortung

Erich Fromm-Vorlesung 2021

Roger Frie

Im Jahr 2018 hielt ich anlässlich der 80. Wiederkehr des Novemberpogroms von 1938 in der amerikanischen Stadt Pittsburgh eine Kristallnacht-Gedenkvorlesung. Ich war aufgrund meiner Veröffentlichung zur deutschen Erinnerung an den Holocaust eingeladen worden (Frie 2021 [2017]). Ich fühlte mich angesichts der Einladung geehrt, hatte aber auch ein wenig Bauchweh davor. Was würde es für mich, einen Enkel der deutschen Täter- und Mittätergeneration bedeuten, zu einem so wichtigen und bedeutungsschweren Anlass zu sprechen?

Zwei Wochen vor meinem Vortrag geschah das Unvorstellbare: Elf jüdische Gläubige wurden in der Tree of Life Synagoge in Pittsburgh brutal ermordet – ganz in der Nähe jenes Ortes, an dem ich sprechen würde. Plötzlich fühlte ich mich völlig unvorbereitet, zu Mitgliedern einer Gemeinde zu sprechen, die gerade den schlimmsten Akt antisemitischer Gewalt in der Geschichte der Vereinigten Staaten erlebt hatte.

Ich hatte schon wiederholt davon gesprochen, wie wichtig es gerade für Deutsche ist, sich des Holocausts zu erinnern. Ich habe über die emotionale Dynamik in deutschen Familien gesprochen, die den Holocaust zu verdrängen versuchen. Ich hatte dabei die Grenzen der deutschen Erinnerungskultur ausgelotet und für die Notwendigkeit plädiert, ein Gefühl für die Traumata der Geschichte zu entwickeln. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte ich jedoch immer geglaubt – oder vielleicht naiverweise gehofft –, dass die dunklen Schatten der deutschen NS-Geschichte der Vergangenheit angehören würden.

Nach dem Massaker in Pittsburgh war es unmöglich, vor dem Wiederaufleben des Nazismus in der Gegenwart die Augen zu schließen. Im darauffolgenden Jahr kam es zu weiteren Angriffen auf jüdische Amerikaner, und der Rassenhass gegen Afro-Amerikaner, indigene Völker und nicht-weiße Minderheiten [Black, Indigenous and people of colour] wurde alltäglich. In Kanada, wo ich lebe, nahmen die rassistischen Vorfälle exponentiell zu. In Deutschland haben die rassistisch motivierten Ausschreitungen in Chemnitz und der Angriff auf eine Synagoge in Halle das Vertrauen in die Errungenschaften der deutschen Erinnerungskultur tief erschüttert. Viele fragten sich, was man, wenn überhaupt, daraus gelernt hatte. Die Gefahr, die von der extremen Rechten ausgeht, schien überall präsent zu sein.

Es verwundert nicht, sich angesichts eines solchen Rassenhasses ohnmächtig zu fühlen. Und doch habe ich gelernt, dass wir nicht schweigen dürfen, um uns nicht zum Komplizen des Bösen zu machen, das wir verabscheuen. Angesichts der gegenwärtigen sozialen und politischen Krisen müssen wir uns mehr denn je mit der Gewalt in unserer Mitte auseinandersetzen. Wir müssen unsere Anstrengungen verdoppeln, über den Holocaust aufzuklären; vor allem aber müssen wir uns mit der heutigen Realität von Antisemitismus und Rassismus auseinandersetzen.

Aber was, so fragen wir uns, heißt dies? Ich bin kein Spezialist für Antisemitismus. Als Historiker und Psychoanalytiker versuche ich aber zu verstehen, wie wir durch die traumatische Geschichte, die wir erben, geformt werden. Die Geschich-

ten unseres Lebens sind immer mit der Geschichte und Kultur unserer Familien und Gemeinschaften verwoben. Um die Worte des Philosophen Alisdair MacIntyre (1987 [1981], S. 295) zu resümieren: Wir werden mit einer Vergangenheit geboren, und wir werden, ob wir es wollen oder nicht, ob wir es erkennen oder nicht, zu Trägern dieser Geschichte und Kultur. Mich beschäftigt deshalb die Frage, wie die gewalttätige und traumatische Vergangenheit mit der hasserfüllten Gegenwart verwoben ist. Die Psychoanalyse weiß darum, dass die Auswirkungen gewalttätiger und traumatischer Erfahrungen nicht verschwinden, sondern immer wieder auftauchen und uns an ihr Vorhandensein erinnern.

Die Psychoanalyse wurde auch als traumatisierter Beruf bezeichnet, weil so viele ihrer frühen Mitglieder direkt und indirekt vom Holocaust betroffen waren. Unsere Versuche, das Verbrechen des Genozids wahrzunehmen und zu verstehen, tauchten erst allmählich aus dem Schweigen und dem Verschweigen der Vergangenheit auf. Dieser Prozess der Aufarbeitung historischer Traumata, sei es bei der Berufsgruppe der Psychoanalytikerinnen und Psychoanalytiker oder der Gesellschaft überhaupt, war erst möglich mit der Anerkennung dessen, dass wir durch Gesellschaft, Kultur und Geschichte geprägt sind.

Das Verwobensein von Selbst und Gesellschaft war ein zentrales Thema im Leben und Werk von Erich Fromm. Im Laufe seines Lebens versuchte Fromm immer wieder zu zeigen, wie wir bewusst und unbewusst von gesellschaftlichen, politischen und historischen Kräften geprägt sind. Für die meisten Kliniker war nur die individuelle Psyche und das analytische Setting von Interesse. Fromm hingegen zählte zu den wenigen Psychoanalytikern, die sich konsequent mit sozialen und politischen Ungleichheiten auseinandersetzten.

Auf dem Höhepunkt seiner Popularität galt Fromm als Hoffnungsträger, als öffentlicher Intellektueller und Psychoanalytiker, dessen Schriften der Menschheit einen Weg in die Zukunft aufzeigten. Doch hinter diesem populären Bild verbarg sich mehr: Fromm war ein Denker und Kliniker, der immer wieder auf die Bedrohung durch den Autoritarismus, durch einen rassistischen Narzissmus und durch Destruktivität hinwies und permanent sich um das sorgte, wozu Menschen auch fähig sind.

Im Oktober 1979, nur wenige Monate vor seinem Tod, strahlte das Schweizer Fernsehen ein Inter-

view mit Fromm aus. Der Interviewer, Jürg Acklin, fragte Fromm, ob er glaube, dass sich die Menschheit durch die Grausamkeiten des Holocausts verändert habe. Fromms Antwort war ebenso kurz wie beunruhigend:

„Ich sehe nicht, dass wir uns, gesellschaftlich gesehen, so zum Besseren verändert hätten, dass das, was vor 40 Jahren geschehen ist, nicht wieder geschehen könnte – unter bestimmten historischen Umständen. Denn, das wäre ja nur zu sagen, wenn der Mensch selbst sich sehr verändert hätte, viel lebendiger, liebender, mutiger geworden wäre, aber das kann man ja leider nicht sagen.“ (Acklin 1979)

Fromms aufrüttelnde Aussage wird durch die Völkermorde seit dem Holocaust und durch das Ausmaß rassistischer Gewalt, das wir heute in der Welt erleben, bestätigt. Weniger bekannt ist, inwieweit Fromms eigene Lebenserfahrungen seinen Ansatz zur Erforschung der menschlichen Destruktivität geprägt haben. Der Vormarsch des Nationalsozialismus zwang Fromm, sein Heimatland zu verlassen. Nach seiner Ankunft in den Vereinigten Staaten im Jahr 1934 wurde er aus der Ferne Zeuge des von Deutschland verübten Holocausts. Viele von Fromms Verwandten, Freunden und Kollegen wurden ermordet.

Nachfolgend werde ich mit einigen der Holocaust-Briefe aus Fromms Familie bekannt machen. Die Briefe geben uns einen Einblick in das Trauma einer einzelnen deutsch-jüdischen Familie – eine unsägliche Tragödie, die sich zahllose Male wiederholte. Allein schon die Zahl der Opfer des Holocausts kann uns leicht überwältigen, weshalb ich die Briefe der Familie Fromm für so wichtig halte. Sie durchbrechen die Abstraktheit und historische Distanz, mit der wir der Katastrophe begegnen. Sie fordern uns auf herauszufinden, was es bedeutet, in die Verübung eines Genozids und in den systemischen Rassismus, der unsere Gesellschaften heute prägt, verwickelt zu sein.

Obwohl Fromm öffentlich über die Tragödie seiner Familie schwieg, reagierte er dennoch durch seine Schriften, indem er immer wieder die sozialen und kulturellen Kräfte untersuchte, die eine solche Destruktivität hervorriefen, und indem er uns aufforderte, auf den Aufbau einer gerechten und besseren Gesellschaft hinzuarbeiten. Davon soll, wenn auch nur andeutungsweise, zunächst die Rede sein.

Die Furcht vor der Freiheit

Lassen Sie mich mit einigen kurzen biografischen Daten beginnen, um uns an Fromms bemerkenswertes Leben zu erinnern. Geboren in einer deutsch-jüdischen Familie in Frankfurt, promovierte Fromm in den frühen 1920er Jahren in Soziologie, bevor er sich der Psychoanalyse zuwandte. Die innere Verbindung von Psyche und Gesellschaft sollte Fromms Werk prägen und erregte die Aufmerksamkeit von Max Horkheimer. Horkheimer lud Fromm 1930 ein, der Frankfurter Schule beizutreten. In den folgenden Jahren verfasste Fromm eine Reihe wichtiger Schriften, in denen er darlegte, wie der Sozialcharakter einer Gruppe das Denken, Fühlen und Handeln der Individuen, die dieser Gruppe angehören, prägt. Zu Fromms bemerkenswerten Arbeiten aus den frühen 1930er Jahren gehört seine empirische Untersuchung der Charakterstruktur deutscher Arbeiter und Angestellten (Fromm 1980a). Auf der Grundlage von Fragebogen-Interviews zeigte Fromm gerade bei solchen Menschen profaschistische Tendenzen auf, von denen man annahm, dass sie entschieden gegen den Autoritarismus waren.

Als 1933 die Nazis an die Macht kamen, konnte Fromm nicht mit Sicherheit wissen, was die Zukunft in Deutschland bringen würde. Aber er wusste offensichtlich genug, um zu begreifen, dass er gehen sollte. In New York angekommen, versuchte Fromm, sich in seinem neuen Umfeld zu orientieren. Er schloss sich mit Karen Horney, Harry Stack Sullivan und anderen zusammen, um das zu begründen, was als die kulturelle Schule der Psychoanalyse bekannt wurde und was wir heute als interpersonale Psychoanalyse bezeichnen. Fromms damalige psychoanalytische Position lässt sich in der folgenden Aussage zusammenfassen:

„Ich vertrete den Standpunkt, dass die menschliche Persönlichkeit grundsätzlich nur in ihrer Beziehung zur Welt, zu den anderen Menschen, zur Natur und zu sich selbst zu verstehen ist. Ich halte den Menschen primär für ein gesellschaftliches Wesen und glaube nicht, wie Freud es tut, dass er primär selbstgenügsam ist und nur sekundär die anderen braucht, um seine triebhaften Bedürfnisse zu befriedigen. In diesem Sinne glaube ich, dass die Individualpsychologie im Grunde Sozialpsychologie ist.“ (Fromm 1941a, GA I, S. 287 f.)

In Deutschland nahm unterdessen die antijüdische Gesetzgebung in alarmierendem Tempo zu. Mit den Nürnberger Gesetzen von 1935 wurden die jüdischen Deutschen entrechtet und von der Teilnahme an Gesellschaft und Leitungsfunktionen ausgeschlossen. Es folgten weitere Gesetze und Verfolgungen, die im Novemberpogrom gipfelten, bei dem Synagogen, Geschäfte und Wohnungen in ganz Deutschland und Österreich zerstört wurden. Die erste Massendeportation jüdischer Männer in Konzentrationslager in den darauffolgenden Tagen war ein Vorbote der vollständigen Deportation und Vernichtung der deutschen und österreichischen jüdischen Gemeinden zwischen 1941 und 1943.

Von New York aus verfolgte Fromm die Ereignisse aus der Ferne. Allerdings war er sich der Bedrohung, die von Nazideutschland ausging, sehr bewusst – der Bedrohung der Demokratie ebenso wie der Bedrohung für das Leben seiner Familie, seiner Freunde und Kollegen, die noch dort lebten. Allerdings blieben seine persönlichen Erfahrungen aus dieser Zeit im Hintergrund, unausgesprochen und selten artikuliert. Fromm reagierte stattdessen mit wissenschaftlichen Analysen und Ideen, die 1941 zur Veröffentlichung von *Die Furcht vor der Freiheit* führten. Fromm war einer der wenigen aus Europa stammenden jüdischen Psychoanalytiker, die öffentlich bereits während des Aufstiegs des Nationalsozialismus über ihn schrieben. Angesichts des aufkommenden Antisemitismus in den Vereinigten Staaten geschah dies nicht ohne Risiko.

Die Furcht vor der Freiheit ist eine historische Analyse. Die Aktualität und Zugänglichkeit des Buches erklärt seine enorme Popularität. Aus Zeitgründen sei hier nur etwas über die Fromm bewegende Frage gesagt, warum so viele seiner deutschen Landsleute bereit waren, Hitler und dem Nazi-Regime zu folgen. Fromm war davon überzeugt, dass Hitler Millionen von Deutschen eine Möglichkeit bot, ihre Unsicherheit dadurch zu überwinden, dass sie sich einer totalitären Autorität unterwarfen. Die emotionale Anziehungskraft der nationalsozialistischen Ideologie lag in „ihrem Geist blinden Gehorsams gegenüber dem Führer, (im) Hass gegen rassische und politische Minderheiten, (im) Streben nach Eroberung und Herrschaft, und (in) der Verherrlichung des deutschen Volkes und der ‚nordischen Rasse‘“ (Fromm 1941a, GA I, S. 340). Fromms Ausführungen über die Anziehungskraft des Autoritarismus, insbesondere in Zeiten wirtschaftlicher und sozia-

ler Unsicherheit, haben im Lichte der aktuellen politischen Entwicklungen eine neue Bedeutung erhalten. Und in der Tat ist das Interesse an den Argumenten, die Fromm in *Die Furcht vor der Freiheit* dargelegt hat, angesichts der gegenwärtigen Zunahme faschistischer Politik in vielen Ländern wieder erwacht.

Persönliches und Familiäres

Nach seiner Ankunft in den Vereinigten Staaten und während des gesamten folgenden Jahrzehnts war Fromm bestrebt, Wege zur Rettung der Zurückgebliebenen zu finden. Fromm war ein Einzelkind. Sein Vater starb Ende 1933 an einem Herzinfarkt, nachdem er Hitlers Aufstieg zur Macht miterlebt hatte. Seine Mutter wie auch ihre Geschwister entschieden sich, in Deutschland zu bleiben in dem Glauben oder zumindest in der Hoffnung, dass der Aufstieg der Nazis eine vorübergehende Verrücktheit war. Nach dem Novemberpogrom wurde die Flucht aus Deutschland äußerst schwierig. Damit Fromms Mutter ausreisen konnte, musste er einen großen Kredit aufnehmen, um die Geldforderungen des Nazi-Regimes zu bezahlen. Rosa verbrachte die nächsten 18 Monate in England; er dann gelang es ihr, nach New York zu kommen. Erich Fromm musste dort eine weitere saftige Gebühr zahlen, diesmal an die US-Behörden, deren Politik bei der Aufnahme jüdischer Flüchtlinge äußerst selektiv war. Wie Rechtswissenschaftler gezeigt haben, lieferte die damalige politische und rassische Struktur Amerikas in Gestalt von Jim-Crow und der Einwanderungsgesetze dem Naziregime ein frühes Modell für die Verabschiedung eigener Rassengesetze, auch wenn es sicherlich niemand nötig hatte, Hitler oder seinen Anhängern beizubringen, wie man hasst.

Rosa Fromm also konnte 1941 endlich ihrem Sohn nach New York folgen, aber auf ihre Geschwister wartete ein anderes Schicksal. Rosa war in Berlin aufgewachsen, und der größte Teil ihrer Familie lebte noch in der Stadt. Ihre Schwester Sophie Engländer und ihr Mann wurden von Berlin nach Theresienstadt deportiert; ihr Bruder Martin Krause und seine Frau wurden in das Warschauer Ghetto und dann nach Trwaniki deportiert; ihre geliebte Cousine Gertrud Brandt wurde zusammen mit ihrem Mann und ihrem jüngsten Sohn in ein Ghetto in Ostpolen und dann nach Treblinka verbracht. Keiner überlebte. Fromms Cousins und Cousinen zweiten Grades, die nicht rechtzeitig fliehen konnten, wurden gejagt und

verfolgt. Einige wurden getötet, andere begingen Selbstmord.

Fromm muss führte seit seiner Emigration bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs eine umfangreiche Familienkorrespondenz geführt haben. Die Briefe wurden zwischen mehreren Familienmitgliedern ausgetauscht. Jeder versuchte, die anderen über die Entwicklungen auf dem Laufenden zu halten, um die Zurückgebliebenen zu retten. Fromm spielte in diesem Prozess eine zentrale Rolle und half seinen Familienmitgliedern auf jede erdenkliche Weise, oft auch mit Geld. Doch die drakonische Auswanderungspolitik und die unerschwinglichen Kosten für Ausreisevisa schränkten seine Möglichkeiten stark ein.

Ein Teil der Familienkorrespondenz hat sich erhalten. Ich werde aus den Briefen von Sophie Engländer und Gertrud Brandt zitieren, die beide eine wichtige Rolle in Fromms Kindheit spielten. Ihre Briefe veranschaulichen die sich entfaltende Tragödie, die eine einzelne deutsch-jüdische Familie im Laufe des Holocausts heimsuchte. Einige Briefe zeigen eindrücklich das Ausmaß der Not und des Leids, das ertragen werden musste. Andere vermitteln die Stärke des Geistes, die Liebe zum Leben und die unzerstörbaren Bande zwischen den Familienmitgliedern. Es fällt schwer, die Briefe zu lesen, wenn man weiß, welche Tragödie jene erlitten haben, die sie geschrieben haben, und mit welcher Trauer die überlebenden Familienmitglieder konfrontiert werden würden. Ich werde einige kurze Kommentare geben, mich aber auf ein Minimum beschränken, um Sophies und Gertruds Worte für sich selbst sprechen zu lassen.

Briefe von Sophie Engländer

Die Briefe von Sophie Engländer, der drei Jahre älteren Schwester von Rosa Fromm, wurden von März 1939 bis September 1942 von Berlin aus geschrieben. Sie enden damit, dass sie und ihr Mann nach Theresienstadt deportiert werden, wo sie umkamen. Sie waren an ihre jüngere Tochter Eva gerichtet, die mit ihrem Mann und ihren beiden Kindern im Frühjahr 1939 nach La Paz, Bolivien, ausgereist war. Die Briefe dokumentieren die sich ständig verschlechternde Situation der jüdischen Gemeinde Berlins. Familien wurden aus ihren Wohnungen vertrieben und in Gemeinschaftsunterkünften untergebracht; Kinder wurden aus den regulären Schulen in überfüllte, getrennte Schulen gezwungen. Was noch wenige

Jahre zuvor unvorstellbar schien, war nun grausame und unausweichliche Realität: Ab Herbst 1941 wurden Mitglieder der jüdischen Gemeinde Berlins verhaftet und in Konzentrationslager und Ghettos deportiert.

30. März 1939:

„Heute früh kam Euer Brief aus Stralsund mit dem wir uns sehr freuten. Die Kinder scheinen ja musterhaft gewesen zu sein. Hoffentlich war die Grenzüberschreitungsfahrt mit der Fähre und Weiterfahrt nach Stockholm ebenso angenehm. [...] Da ich alle Daten mir aufgeschrieben habe, konnte ich Euch im Gedanken vollkommen begleiten und wusste, nun seid Ihr dort.“

11. August 1939:

„Hoffentlich können wir wirklich meinen Geburtstag nächstes Mal bei Euch verleben. Ich kann gar nicht ausdrücken, wie schön das wäre. [...] Es wäre wichtig zu wissen, wie viel Devisen überhaupt nötig sind. Leider wird es ja viel mehr sein, als Ihr benötigt habt, dadurch dass wir vielleicht Vorzeigegeld gebrauchen und die Schiffskarten wohl zur Hälfte in Devisen bezahlt werden müssen. [...] Vielleicht würde Erich [Fromm] mit etwas einspringen und vielleicht mit etwas der Hilfsverein, aber stellt Euch vor, was für Summen denn nötig wären. Ich kann mir nicht vorstellen, dass wir das bekommen könnten.“

8. Oktober 1939

„Tante Rosinchen [Fromm] ist in London. [...] Wie schade, dass sie nicht schon bei Erich ist. Von ihr können wir direkt keine Nachricht haben.“

10. November 1939:

„Da von hier aus keine Depeschen gesandt werden können ohne besondere Erlaubnis, schrieben wir noch an demselben Tage einen Luftpostbrief an Erich Fromm mit der Bitte, Euch sofort zu telegrafieren, dass wir alle gesund sind.“

11. Januar 1940:

„Mit den Visa scheint es ja recht aussichtslos zu sein. Wie ich schon im vorigen Brief schrieb, macht Euch unsertwegen deshalb keine Gedanken, es wäre, so lange der Krieg währt, doch so schwierig gewesen, dass es

doch wohl kaum möglich gewesen wäre.“

9. März 1940:

„Denkt Euch vor einigen Tagen bekomme ich einen Brief von Erich Fromm vom 10. 11. 39, der also über vier Monate unterwegs war. Er schreibt mir darin über Tante Rosinchens Befinden und schreibt darin, dass er an Euch umgehend schreiben wird.“

10. März 1940:

„Heute schrieb Trude [Brandt], dass Erich für sie Geld anweisen hat lassen. Die Bank dort muss aber erst bei Erichs Bank rückfragen, also kann das noch recht lange dauern. Für Trude wäre das natürlich eine große Hilfe. Schreibt doch mal an Erich [Fromm] und grüßt ihn herzlich und vergesst nicht zu sagen, dass sein Brief viereinhalb Monate unterwegs war.“

20. Juni 1941:

„Heute habe ich erfahren, dass die Sache mit Heinz [Brandt] ganz aussichtslos ist und jede Bemühung vergebens. Ihr könnt das Tante Rosinchen erzählen, falls sie mein Brief nicht mehr erreichen sollte. So war alles umsonst. Erich hat sich ja wirklich wunderbar benommen und kein Geld und keine Mühe gescheut. Trudes Schicksal ist wirklich furchtbar.“

29. August 1942:

„Wir sind so glücklich, dass Ihr Erfolg habt und dass Ihr dort seid. Wie viel schwerer wäre es, wenn es anders wäre, obgleich uns so bange nach Euch ist. Zu Deinem Geburtstage, lieber William [William Breslauer war der Mann von Tochter Anna-Ruth], waren wir noch bei den Eltern und tranken den Kaffee auf Euer Wohl. Die Eltern [Samuel und Bertha Breslauer] sind ja einige Tage darauf nach Theresienstadt in der Nähe von Prag gefahren.

Wir werden wohl in der nächsten Zeit auch dorthin reisen, den genauen Termin wissen wir noch nicht. Wir freuen uns, dass wir uns dort wieder sehen werden. Vater Breslauers Freund, Dr. Alexander, ist auch dort. Ebenso Tante Flora und unzählige Freunde und Bekannte. Tante Hulda geht übermorgen aus ihrer Wohnung. Es soll dort gut für uns alte Leute sein, besonders klimatisch und landwirtschaftlich.

Leider, leider sind Onkel Martin [Krause] und Tante Johanna [Krause] nicht dort [sondern im Warschauer Ghetto]. Wir haben seit einigen Wochen keine Nachricht von Ihnen, und das macht mir viel Sorge, da Onkel Martin noch schwach von seiner Gallenerkrankung war.

Bleibt nur alle gesund und sorgt Euch nicht um uns. Ich wiederhole es immer in jedem Brief, da ich nicht weiß, welcher ankommt: Wir haben viel Gutes und Schönes im Leben gehabt, gute Kinder und Enkelkinder, an denen wir unsere hellste Freude hatten. Das ist so viel; wenn man alt ist, weiß man doch recht, was das bedeutet.“

Am Ende des Briefes bittet Sophie ihre Tochter, Tante Rosinchen und Erich ihre herzlichsten Grüße zu übermitteln. – Die persönliche Bedeutung, die dieser Brief für Fromm hatte, kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Nach Rainer Funk bewahrte Fromm eine Kopie dieses Briefes bis zu seinem Lebensende bei seinen ganz persönlichen Unterlagen auf.

Sophies letztes Lebenszeichen war ein Brief vom 2. September 1942:

„Morgen sind wir nicht mehr in unserer Wohnung. Wir reisen nach Theresienstadt, wo auch die Eltern Breslauer und Bertha Breslauer, Tante Flora und unzählige Bekannte sind. Wir haben heute noch so viel zu tun, dass ich unmöglich auf Euren Brief ausführlich eingehen kann. Wir freuen uns, dass Ihr alle gesund seid und die Kinder so vergnügt und gute Schüler. Die Eltern Breslauer und Tante Bertha werden sich freuen, wenn wir ihnen diese neuen Nachrichten bringen. Bleibt alle gesund, das wünschen wir von ganzem Herzen. Vielleicht gibt es doch noch ein Wiedersehen. Ich grüße und küsse Euch tausendmal und bin in Liebe Eure Omi und Opa.“

Vor der Machtergreifung der Nazis zählte die jüdische Gemeinde Berlins 160 000 Mitglieder. Im Herbst 1942 waren die meisten der verbliebenen jüdischen Einwohner Berlins, darunter auch die Engländer, ihre Freunde und Verwandten, deportiert worden. Am 16. Juni 1943 erklärte das NS-Regime Berlin offiziell für judenfrei.

Briefe von Gertrud Brandt

Die Briefe von Gertrud Brandt sind weniger zahlreich und datieren von Januar 1941 bis Ende Februar 1943. Gertrud war eine wichtige Person in Fromms Leben, und ihr Sohn Heinz, der den Holocaust überlebte, blieb Fromms lebenslanger Freund und Vertrauter. Gertruds Briefe waren an eine befreundete Frau gerichtet, mit der sie sich brieflich austauschte.

Nach dem Einmarsch der Nazis in Polen, wurden Gertrud, ihr Mann und ihr jüngster Sohn im Dezember 1939 in das Ghetto Ostrow-Lubelski in der Nähe von Lublin deportiert. Die nachfolgenden Briefe wurden alle während ihrer Gefangenschaft dort geschrieben. Die Brandts waren deutschsprachige Juden, die in der Stadt Posen lebten. Posen war bis 1919 die Hauptstadt der preußischen Ostprovinz gewesen war. Als die Deutschen in Polen einmarschierten, deportierten sie die gesamte jüdische Gemeinde von Posen in Ghettos.

Vor dem Krieg war Gertrud Lehrerin und Sozialarbeiterin gewesen, im Ghetto betreute sie Kinder. Ihre Briefe sind sehr bewegend. Ihre Überlegungen zum Wesen menschlicher Beziehungen und zur Liebe sowie über die grundlegende Bedeutung der freien Selbsthingabe für andere sind oft tiefgründig. Sie ist eine begabte Autorin und ihre Briefe sind in einem schönen, lyrischen Stil geschrieben. Ich habe eine Reihe von Passagen ausgewählt, um einen Gesamteindruck zu vermitteln.

Über ihre Erfahrungen mit Entbehrungen schreibt Gertrud am

29. Januar 1941:

„Wenn man sich daran gewöhnt, nichts für sich vom Leben zu verlangen, wirklich nichts, dann macht man sich frei, gleichzeitig von jeglicher Unzufriedenheit mit der Gegenwart wie von der Angst vor der Zukunft. Man kann das Leben als „Geschenk“ empfinden lernen, so dass es jede Forderung ausschließt. Man freut sich am Guten, man nimmt gelassen das Schwere hin und bemüht sich, jedem Nebenmenschen zu helfen.“

Während ihrer Gefangenschaft schwanken Gertruds Gedanken zwischen den Bedürfnissen derer, für die sie im Ghetto sorgt, und den Bedürfnissen ihrer weit entfernten Kinder. So schreibt sie am

15. April 1941:

„Mein Ältester [Sohn Heinz], von dem ich ihnen schon schrieb, ist im Lager Oranienburg. [...] Nun kann ich ihm von hier aus gar nicht helfen, in keiner Weise, weil man von hier kein Geld schicken kann. Abgesehen davon, dass ich überhaupt nichts habe und immer nur sozusagen mich mit Kunst über Wasser halte, ist es eben auch äußerlich unmöglich. Ich hatte früher einen Zuschuss eines Verwandten aus New York [Erich Fromm], der leider seit zwei Monaten ausgeblieben ist, so dass wir beide nur von den Päckchen und dem Verkauf unserer Sachen leben.“

Mit der Zeit spiegeln Gertruds Briefe immer mehr ihr Ringen um einen Sinn für Menschlichkeit.

13. Juli 1941:

„So bedeutsam es für mich auch gerade geworden ist, dass Sie zufällig mich in Ihren Fürsorgekreis eingeschlossen haben – das, was mich hochreißt und erbaut, ist die Tatsache an sich: Da ist ein Mensch, der aus seiner eigenen tiefen Quelle schöpft und mit Freudigkeit davon gibt, dass es auch anderen spürbar wird. Diese Kraft der Güte ist es allein, die ich so hochstelle. Ich habe keine Bewunderung mehr für Klugheit, Bildung, Können, wenn nicht als Erstes die Güte da steht, wenn sie nicht völlig bestimmend ist, als Mittelpunkt des Wesens, und alles von ihr ausstrahlt. [...]Wie hat es sich erwiesen, wie alle diese so genannte Klugheit, alle Zivilisation die Menschen so nicht um ein Haar weiter gebracht hat! Ich glaube aber tief an die Kraft der Güte und Liebe und an ihre ewig wirkende und unsterbliche Kraft. Es hält mich, wenn ich denken kann, dass vielleicht auch meine Tage nicht ganz unnütz verlaufen, wenn von mir auch nur ein wenig ausströmen kann auf andere, vielleicht auf irgendein Kind, eine junge Frau, vielleicht auf einen jungen Menschen, der ins Leben geht und den aufgefangenen Funken weiter trägt.“

17. September 1941:

„In mir ist die feste Gewissheit, dass ich diese Liebe, die ich empfangen, weiter geben will, dass diese Güte als lebendige Kraft wirksam sein wird. Das beruhigt mich und nimmt mir die Beschämung fort.“

Im Oktober 1941 kam es zu einer Reihe von Massenexekutionen von Ghettohäftlingen. Gertrud überlebte auf irgendeine Weise. Sie lebte noch weitere anderthalb Jahre in Ostrow-Lubelski. Ihre letzten Briefe spiegeln die Herausforderung des Überlebens inmitten völlig unmenschlicher Bedingungen.

Ende Februar 1943:

„Ja, ich fühle es ganz, dass der Schmerz nicht abschließen und verhärten darf. Ich bin schon durch viele Tore des Leides gegangen; sie haben mich nicht in Finsternis geführt. Wie bei einem Blinden alle Sinne sich schärfen, so steckt meine Seele alle Fackeln an, wenn mir das Leben dunkel ist, um den Weg nicht zu verlieren.“

Aber mir ist, als ob das alle Kraft heraussaugt und aufbraucht; als ob die eigentliche Lebenskraft selbst nur diese Fackeln speise. Und da ist es Not, dass neue Kraft zufließt, ja es ist lebenserhaltend. So wirkt mir Wärme, Lebensnähe wesensnaher Menschen wie Blutübertragung bei zu starkem Blutverlust - lebensrettend. Das ist kein Vergleich, kein Wort nur, es ist innerste Wahrheit. Fühlt Ihr da, was Ihr mir gabt, wie Ihr mir helft mit der einzigen Hilfe, die mir nützt, die mir nützt?

Das Gegebene wäre für mich jetzt, intensiv tätig zu sein und nach Kräften zu helfen. Leider wird mir das unmöglich, Die Not hindert, der Not zu begegnen. Es gibt kaum noch Helfende, Hilfsfähige, nur noch Hilfsbedürftige. Wie lastet das! Ich denke und quäle mich, Auswege zu finden. Es ist nicht möglich, sagen die Menschen, sagen die Zustände. Aber ich möchte es erzwingen: Wenn es nicht möglich ist, so muss das Unmögliche versucht werden, denn die Menschen gehen an Schwäche zugrunde. Sie gehen verloren: Väter, denen eine Familie nachtrauert, Mütter von ihren Kindern.

Und ich kann nur in Bescheidenheit vom Eigenen abgeben und teilen bis an die äußerste Grenze. Wirklich helfen kann ich nur ganz wenigen. Ich kann das Riesenrad nicht aufhalten. Seit die Pakete aufgehört haben, ist die Not grenzenlos...“

Und schließlich schreibt sie am

22. April 1943:

„Von mir ist jede Angst vor Veränderung ab-

gefallen. Ich habe ein gedrängt reiches Leben durchlebt, und ob das nun mit einer langen Schleife endet oder kurz abgeschnitten wird, finde ich ziemlich unwichtig. Solange ich nutzen kann, will ich es tun. Und wer sagt mir, dass ich es unter veränderten Verhältnissen nicht ebenso oder noch mehr tun kann?“

Dies war Gertruds letzte bekannte Mitteilung, geschrieben auf einer Postkarte, in der sie mitteilt, dass sie das Ghetto verlassen muss, um Platz für Neuankömmlinge zu schaffen. Sie wurde nach Treblinka geschickt und kurze Zeit später umgebracht.

Erinnerung und Verantwortung

Die emotionale Wirkung von Sophies und Gertruds Worten hat bis heute nicht nachgelassen. Die Schrecken des Holocausts fordern auch 80 Jahre später noch unser Fassungsvermögen heraus. Jedes Mal, wenn ich ihre Briefe lese, fällt es mir schwer, mit etwas anderem fortzufahren. Ihre Worte verdeutlichen die Unermesslichkeit des Schmerzes und des Leids, dem sie und Millionen andere ausgesetzt waren. Ich habe viele Stunden damit verbracht, ihre Briefe zu studieren und zu übersetzen. Ich fühlte mich privilegiert, dies zu tun. Die Frauen, die ich kennen lernte, waren hochintelligent, unglaublich stark und ungemein fürsorglich. Ich trauere um ihren Tod.

Zeuge ihrer Erfahrungen zu sein und die Schrecken zu kennen, die sie ertragen mussten, wenn auch nur aus der Ferne, löst den geschichtlichen Abstand auf. Die Zahlen der Opfer des Holocausts sind erschreckend: sechs Millionen ermordete jüdische Europäer, davon über eine Million Kinder. Doch wenn wir uns nur auf die Zahlen konzentrieren, laufen wir Gefahr, die einzelnen Menschen aus den Augen zu verlieren. Das Leben eines jeden Opfers war so real wie unser eigenes heute in diesem Raum. Ihre Geschichten zu kennen, wird immer wichtiger, vor allem, wenn die letzten Überlebenden von uns gegangen sein werden. Die Art und Weise, wie wir über den Holocaust sprechen, beeinflusst die Art, wie wir auf die Katastrophe reagieren und was künftige Generationen wissen und erinnern werden.

Es gibt noch einen anderen Aspekt dieses Prozesses. Über ihn zu sprechen und sich mit ihm zu beschäftigen, kann belastender sein, weil er uns selbst betrifft. Was bedeutet es für mich, einen Deutschen der dritten Generation, mit Ihnen über diese Briefe zu sprechen? Könnte es sein, dass

meine Familiengeschichte etwas mit den Morden an Sophie, Gertrud und ihren Angehörigen zu tun hat? Diese Fragen sind nicht leicht zu beantworten, aber wir müssen uns ihnen stellen.

Wie gehen wir mit dem Erbe der Täter um, das über die Familie und das Gemeinwesen auf uns gekommen ist? Mit schrecklichen Verbrechen, die sich vor unserer Geburt ereignet haben oder in die wir vielleicht nicht direkt involviert waren. Wissen diejenigen von uns, die eine deutsche Familiengeschichte haben, was unsere eigenen Familienmitglieder in dieser Zeit geglaubt, gesagt oder getan haben? Es kann schwierig sein, Worte zu finden für das, was unausgesprochen geblieben ist. Das Reden über die nationalsozialistische Vergangenheit und den Holocaust in deutschen Familien ruft oft Schuld- und Schamgefühle hervor; es kann Abwehrhaltungen, ja sogar völlige Ablehnungen hervorrufen.

Bei meinen Altersgenossen stoße ich auf ein zunehmendes Unbehagen an der deutschen Erinnerungskultur. Sie möchten nach Möglichkeit jedes Ansprechen der dunklen Geschichte vermeiden: „Es ist so lange her. Warum jetzt Fragen stellen?“ „Ich weiß, dass es passiert ist. Reicht das nicht aus?“ „Ich habe es satt, mich schuldig zu fühlen!“ „Warum sollte ich mich schlecht fühlen, ich hatte nichts damit zu tun?“

Egal, wer wir sind oder wo wir leben, wir sind mit dieser Art Reaktion vertraut. Ich kenne sie aus meinem Leben in Kanada genauso gut wie Sie sie vermutlich aus Ihrem Umfeld in Deutschland kennen. Viele Kanadier versuchen zu leugnen oder wegzuschauen, wenn sie auf den Völkermord an den indigenen Völkern angesprochen werden, auf dem ihr Land aufgebaut wurde. Wir wollen einfach nicht mit einer verbrecherischen Vergangenheit belastet werden, mit der wir nichts zu tun haben. Aber diese kriminelle Vergangenheit prägt auch unsere Gegenwart. Die systematische Diskriminierung indigener Völker in Kanada ist ebenso real wie das Erstarken von Antisemitismus und Rechtsextremismus im heutigen Deutschland. Die allgegenwärtige Bedrohung durch Rassismus lässt sich nicht leugnen.

Wie ich eingangs sagte und wie Fromm immer wieder betont hat, können wir unserer Geschichte nun mal nicht entkommen. Aber was werden wir finden, wenn wir uns dieser Geschichte zuwenden, statt dass wir uns von ihr abwenden? Lassen Sie mich dies am Beispiel meiner eigenen deutschen Familie veranschaulichen.

Vom Holocaust habe ich schon früh von meinen Eltern erfahren. Sie wurden 1935 in Hannover geboren und gehörten zu den vielen jungen Deutschen, die in den Jahrzehnten nach dem Krieg nach Kanada auswanderten. Ich wuchs mit zwei Kulturen und zwei Sprachen auf, was durch häufige Reisen nach Deutschland und später in die Schweiz noch verstärkt wurde. Als Kind erzählten mir meine Eltern von den Gräueln, die Nazi-Deutschland begangen hatte. Sie lehrten mich, dass es eine Pflicht sei, sich zu erinnern. Doch wie so oft in deutschen Familien blieb, kaum dass eine Tür zur Vergangenheit geöffnet war, eine andere verschlossen.

Wenn in meiner Familie über den Krieg gesprochen wurde, ging es um die „schrecklichen Zeiten“ und das ertragene Leid. Es ging nicht um Verantwortung. Ich wusste um die Zerstörung, den Verlust und den Tod, den meine Familienmitglieder erlebten. Ich erfuhr von durch Bomben zerstörten Häusern, von Nächten in Bombenkellern, von Angst und Hunger, von gefallenen Vätern, Onkeln und Brüdern, von langjährig Inhaftierten. Es schien eine stillschweigende Übereinkunft zwischen drei Generationen meiner Familie zu geben, diese vertrauten Erzählungen weiterzugeben, während andere Geschichten im Verborgenen blieben.

Ich kann mich nicht daran erinnern, dass jemals darüber gesprochen wurde, was meine Großeltern in der Nazi-Zeit getan oder geglaubt haben. Meine Familiengeschichte blieb, wie so viele andere auch, in einer Grauzone (Frie 2021 [2017], Welzer, Moller, Tschuggnall 2002). Es ließ sich nie mehr als eine geisterhafte Kontur dessen erkennen, was da möglicherweise schlummerte und darauf wartete, hervorgeholt und erkannt zu werden.

Erst spät in meinem Leben entdeckte ich zufällig ein mir unbekanntes Foto meines jungen Großvaters in Uniform, des Mannes, den ich als Kind gekannt und geliebt hatte. Ich bemühte mich, Platz für eine Geschichte zu schaffen, die im Widerspruch zu den schönen Erinnerungen an die regelmäßigen Besuche bei ihm standen und an gemeinsam verbrachte Zeit standen. Ich wusste nicht, dass mein Großvater sich 1936 um eine Mitgliedschaft in der NSDAP bewarb und ein Jahr später aufgenommen wurde. Auch war mir unbekannt, dass in der NSKK (Nationalsozialistischen Kraftfahrkorps) mitmachte, dem so genannten Autoklub, der vom NS-Regime zur Indoktrination

der deutschen Mittelschicht eingesetzt wurde. In den letzten Jahren haben Historiker (Hochstetter, 2005) nachgewiesen, dass NSKK-Mitglieder an Vorträgen über Rassenideologie teilnahmen, sich an den Novemberpogromen beteiligten und die Massenvernichtung in Osteuropa unterstützten. Es gibt keine Unklarheiten in dieser Geschichte, keine Grauzone. Die Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit in unseren eigenen Familien ermöglicht einen Zugang zu dem, was ausgeblendet wurde. Die Folgen können schwierig sein. Nachdem ich das Foto meines Großvaters entdeckt hatte, konfrontierte ich meine Mutter damit. Ein Gespräch kam erst nach und nach zustande. Es stellte sich heraus, dass wir beide Angst hatten, Worte für das Ausgeblendete zu finden. Schon bald begann meine Mutter Erinnerungen mitzuteilen, die sich manchmal wie ein emotionaler Sturzbach anfühlten. Sie sprach von längst vergangenen Erfahrungen, die darauf warteten, gehört zu werden. Aber während meine Mutter bereit war, die Nazi-Vergangenheit anzusprechen, haben andere in meiner Familie das Gefühl, ich hätte meinem Großvater Unrecht getan, weshalb sie mich nicht mehr in ihrem Haus willkommen heißen.

Ich erzähle diese Geschichte hier, weil sie veranschaulicht, wie sehr emotionale Konflikte die Nachkommen von Tätern und Mitläufern prägen. Es kann viele Gründe geben, warum jemand Nazi wurde. Nicht jeder Nazi war ein Mörder, genauso wie es Antisemiten gab, die nicht Mitglied der NSDAP waren. Klar ist aber auch, dass das System der Täter nur funktionieren konnte, weil Millionen von Menschen das Naziregime *ermöglichten*: Menschen wie meine eigenen Großeltern, die mitmachten oder bereitwillig wegschauten, zumindest so lange es zu ihren Gunsten lief. Es ist der Akt der Ermöglichung, der heute eine ebenso große Bedrohung für unsere Gesellschaft darstellt wie vor so vielen Jahrzehnten. Die Realität des Antisemitismus, die vielfältigen Vorurteile, die zu den Schrecken des Dritten Reiches führten, können nicht geleugnet werden.

Es gibt viele deutsche Nachkommen, deren Familiengeschichten meine eigene widerspiegeln: Geschichten über eine Nazi-Vergangenheit, die nie offen diskutiert oder abgestritten wurden. Auch wenn sich Deutschland durch seine kollektive Erinnerungskultur auszeichnet, warten viele Familiengeschichten noch immer darauf, aufgearbeitet zu werden. Das Wissen um die Nazi-Vergangenheit meiner Familie verleiht für mich

dem Holocaust eine schreckliche und beängstigende Realität, die ich nicht ignorieren kann. Es zwingt mich, über die emotionale Bedeutung des Geschehenen nachzudenken und bestärkt mich in meiner Verpflichtung, mich zu erinnern und meine Stimme zu erheben.

Eine gewollte und vorsätzliche Amnesie darf nicht an die Stelle eines informierten Wissens treten. Aber Abspaltung und Verleugnung bleiben mächtige Kräfte, selbst wenn wir mit dem Hass und der Gewalt, die uns umgeben, konfrontiert werden. Fromm verstand dies und wusste, was es heißt, Stellung zu beziehen. Er sah sich gedrängt, seine Stimme gegen die Kräfte der Zerstörung und des Hasses zu erheben.

Im Schatten des Traumas

Nach dem Holocaust blieb der Genozid, bei dem so viele Familienmitgliedern Fromms ihr Leben verloren, in seinem Werk sowohl präsent als auch abwesend. Für mich sind viele von Fromms Büchern als Reaktion auf die Tragödie und Verzweiflung zu verstehen, deren Zeuge er wurde. Sein Drängen auf eine gerechte und faire Nachkriegsgesellschaft sollte das Überleben der Sozialdemokratie angesichts der anhaltenden politischen Bedrohungen sichern.

Auf dem Höhepunkt der Bürgerrechtsbewegung in den Vereinigten Staaten sprach Fromm direkt über die heimtückische Natur des Rassismus und die Notwendigkeit, seine Ursachen zu bekämpfen. In *Die Seele des Menschen* (1964a) führte Fromm den Begriff des rassistischen Narzissmus ein, um den Terror zu erklären, den die weiße Mehrheit den Afroamerikanern zufügte. Er zog direkte Parallelen zur Unterwerfung der jüdischen Deutschen in Nazideutschland und fragte, was wir aus diesen Tragödien lernen können, damit sie sich nicht wiederholen. Auch hat Fromm die politische Situation im Nachkriegsdeutschland nie aus den Augen verloren. In *Es geht um den Menschen!* (1961a) sprach Fromm auch von seiner Sorge, ob sich die neue westdeutsche Nation jemals wirklich mit ihrer dunklen Vergangenheit auseinandersetzen würde. Fromm warnte davor, dass viele ehemalige Nazis höchste Stellen in der Regierung innehätten. Seine Beobachtungen waren richtig. Heute wissen wir, dass Westdeutschland erst in den 1970er Jahren damit begann, sich intensiver mit seiner kollektiven Verantwortung auseinanderzusetzen. Es ist auch kein Zufall, dass eines von Fromms letzten und vielleicht wichtigs-

ten Büchern, *Anatomie der menschlichen Destruktivität* (1973a), eine ausführliche Analyse der bösartigen Aggression und eine Untersuchung der Charakterstrukturen von Himmler und Hitler enthält.

Angesichts der Schrecken des Holocaust und der Tragödie seiner eigenen Familie wäre es für Fromm einfach gewesen, sich dem weit verbreiteten Glauben an einen angeborenen Aggressionstrieb anzuschließen. Doch Fromm lehnt die Vorstellung eines solchen Triebs ab und argumentiert stattdessen, dass wir daran arbeiten müssen, die sozialen und kulturellen Bedingungen zu identifizieren, die Zerstörungswut und Hass ermöglichen. Wenn es um die Möglichkeit von Veränderungen geht, bewahrt Fromm einen klaren Realismus.

1979 wurde er von dem eingangs bereits erwähnten Schweizer Journalisten Jürg Acklin gefragt, ob die Menschen tatsächlich etwas aus dem Holocaust gelernt hätten. Fromms Antwort war aufschlussreich:

Die „Frage setzt eigentlich voraus, dass wir aus Dingen etwas lernen. Und da ist schon die Frage [...]: Wollen sie überhaupt etwas lernen oder bleiben Sie eigentlich bei Ihren eingefahrenen Meinungen und Ansichten? [...] Ich glaube, die Bereitschaft, etwas zu lernen, ist viel beschränkter als wir annehmen. [...] Unser Leben ist ja so, dass die Menschen in erster Linie dazu gebracht werden zu funktionieren, aber nicht zu denken.“

Fromm glaubte, dass wir nur dann zu einer unvoreingenommenen Sicht gelangen können, die auf rationalem Denken und Handeln beruht, wenn wir uns damit auseinandersetzen, wie wir in der Gesellschaft funktionieren. Er ermutigte uns, uns auf andere einzulassen, eine gerechtere Welt aufzubauen und – vor allem – zu lernen und das Leben zu lieben.

Dieser Ausblick führt uns zurück zu Fromms gelebter Erfahrung und seiner Arbeit als praktizierender Psychoanalytiker. Fromms therapeutischer Ansatz ist weitgehend unbekannt, denn Fromm hat im Gegensatz zu anderen bekannten Psychoanalytikern kaum etwas über therapeutische Techniken geschrieben. Was wir jedoch bei näherer Betrachtung finden, ist erhellend. Für Fromm findet Heilung durch eine Art empathischer Dialog statt – eine Interaktion, bei der wir auf den Anderen nicht als Objekt, sondern in seinem oder ihrem Sein ausgerichtet sind. So

schreibt Fromm:

„Der Psychoanalytiker muss zur Empathie für andere Menschen fähig sein. Dies bedeutet, er muss stark genug sein, das Erleben des Anderen so zu spüren, als ob es sein eigenes wäre. Eine solche Empathie setzt die Fähigkeit zu lieben voraus. Einen anderen Menschen zu verstehen, bedeutet, ihn zu lieben, nicht im erotischen Sinne, sondern so, dass man den anderen erreichen kann und seine Angst überwindet, sich selbst dabei zu verliehren. *Verstehen und Lieben lassen sich nicht voneinander trennen.*“ (Fromm 1991d, GA XII, S. 366; meine Hervorhebung.)

Im Rückblick ist es meines Erachtens doch erstaunlich, wie viel Fromms Betonung von Empathie und Liebe mit dem gemeinsam hat, was Gertrud Brandt in ihren Briefen aus dem Ghetto zum Ausdruck bringt, so etwa, wenn sie schreibt:

„Ich glaube tief an die Kraft der Güte und Liebe und an ihre ewig wirkende und unsterbliche Kraft. Es hält mich, wenn ich denken kann, dass vielleicht auch meine Tage nicht ganz unnütz verlaufen, wenn von mir auch nur ein wenig ausströmen kann auf andere.“ (Brief vom 13. Juli 1941.)

Gertruds Worte werden von Fromm in seinem 1956 erschienenen Buch *Die Kunst des Liebens* aufgegriffen, wenn er betont, die Liebe sei „die einzige vernünftige und befriedigende Antwort auf das Problem der menschlichen Existenz“ (Fromm 1956a, GA IX, S. 518).

Trotz ihrer grundverschiedenen Lebensumstände versuchten beide, Gertrud Brandt und Erich Fromm, in den Möglichkeiten menschlicher Beziehungen einen Sinn zu finden. Sie verdeutlichen damit, dass es das Potenzial für Empathie und Liebe ist, das eine Gegenkraft zu menschlicher Destruktivität und Hass bildet. In diesem Licht ist Fromms Glauben an das Leben und seine Betonung eines erfüllten Beziehungslebens als kritische Antwort auf die rassistische Gewalt und den Genozid zu seinen Lebzeiten zu sehen.

Angesichts des gegenwärtigen politischen und sozialen Umbruchs hinterlässt uns Fromm sowohl eine Warnung als auch ein Gefühl der Hoffnung. Wir dürfen uns nicht zurücklehnen. Die Bedrohung ist real. Wir müssen mehr tun. Nur wenn wir menschliche Beziehungen im Blick haben und realisieren wollen, können wir tatsächlich voneinander lernen. Fromm hat sein ganzes Leben lang

an der Kraft zu lernen und zu lieben festgehalten. Das gibt mir Hoffnung. Vielleicht kann dieser Beitrag zu diesem gemeinsamen Lernprozess ein wenig beitragen.

Quellennachweise

Zu den Briefen von Sophie Engländer und Gertrud Brandt: Rainer Funk hatte als Nachlassverwalter von Erich Fromm bereits in den 1990er Jahren mit einigen (vor allem nach Südamerika emigrierten) Überlebenden aus der Verwandtschaft Erich Fromms brieflich Kontakt aufgenommen. So erhielt er Hinweise auf die Enkeltochter von Sophie Engländer, Mirjam Kracauer, die in Wien als Mirjam Rothbacher lebte und die Briefe aus der Verwandtschaft sammelte und transkribierte. Bei einem Besuch 2004 in Wien konnte Rainer Funk erstmals einen Teil der zahlreichen Briefe kennen lernen, die drei Holocaust-Opfer aus der Krause-Familie zwischen 1939 und 1942 geschrieben haben. Sie stammen von Erich Fromms Tante Sophie Engländer und ihrem Mann David aus Berlin sowie von Erich Fromms Posener Großtante Gertrud Brandt, die er in diesen Jahren finanziell unterstützte. Dr. Mirjam Rothbacher stimmte einer Kopien-Sammlung der Transkripte im Erich Fromm Archiv in Tübingen zu und erlaubte auch die Teilveröffentlichung in einem umfangreichen Beitrag von Rainer Funk unter dem Titel „Erleben von Ohnmacht im Dritten Reich. Das Schicksal der jüdischen Verwandtschaft Erich Fromms, aufgezeigt anhand von Dokumenten“, in *Fromm Forum* (deutsche Ausgabe) Nr. 9, 2005, S. 35-49 [https://www.fromm-gesellschaft.eu/images/pdf-Dateien/Funk_R_2005a.pdf]. Die hier wiedergegebenen Briefe und Auszüge entstammen der Sammlung im Erich Fromm Archiv in Tübingen. Für die in englischer Sprache gehaltene Erich Fromm-Vorlesung besorgte Roger Frie die Übersetzung der Briefe von Sophie Engländer und Gertrud Brandt und machte sie so erstmals in Englisch zugänglich.

Acklin, Jürg, 1979: *Keine Zukunft ohne Hoffnung*. TV-Interview von Jürg Acklin mit Erich Fromm. Erstsendung 28. Oktober 1979 durch DRS Zürich in der Rubrik >UTTT<; Transkript von Rainer Funk, März 2021. Video und Transkript im Erich Fromm Institut, Tübingen.

Frie, R., 2021 [2017]: *Nicht in meiner Familie. Deutsches Erinnern und die Verantwortung nach dem Holocaust*, aus dem Englischen

übersetzt von Elisabeth Vorspohl, Frankfurt am Main (Brandes und Apsel). Englische Originalausgabe: *Not in My Family. German Memory and Responsibility after the Holocaust*, New York (Oxford University Press) 2017.

Fromm, E., *Gesamtausgabe in 12 Bänden* (GA), hg. von Rainer Funk, Stuttgart / München (DVA / dtv) 1999:

- 1941a: *Die Furcht vor der Freiheit*, GA I, S. 215-392.
- 1956a: *Die Kunst des Liebens*, GA IX, S. 437-518.
- 1961a: *Es geht um den Menschen! Eine Untersuchung der Tatsachen und Fiktionen in der Außenpolitik*, GA V, S. 43-197.
- 1964a: *Die Seele des Menschen. Ihre Fähigkeit zum Guten und zum Bösen*, GA II, S. 159-268.
- 1973a: *Anatomie der menschlichen Destruktivität*, GA VII.

- 1980a: *Arbeiter und Angestellte am Vorabend des Dritten Reiches. Eine sozialpsychologische Untersuchung*, bearbeitet und hg. von Wolfgang Bonß, GA III, S. 1-230.
- 1991d [1974]: *Therapeutische Aspekte der Psychoanalyse*, GA XII, S. 259-367.
- Hochstetter, D., 2005: *Motorisierung und „Volksgemeinschaft“: Das Nationalsozialistische Kraftfahrkorps (NSKK) 1931-1945*, München (R. Oldenbourg Verlag).
- MacIntyre, A., 1987 [1981]: *Der Verlust der Tugend. Zur moralischen Krise der Gegenwart*. Übers. von W. Rhiel. Frankfurt am Main/New York (Campus).
- Welzer, H., Moller, S., und Tschuggnall, K., 2002: *„Opa war kein Nazi“. Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis*, Frankfurt am Main (Fischer).

Die Erich Fromm-Vorlesung 2021 wurde am 18. November 2021 an der International Psychoanalytic University (IPU) in Berlin von Roger Frie in englischer Sprache gehalten.

Übersetzung der Vorlesung ins Deutsche von Rainer Funk

Copyright © 2021 by Prof. Dr. Dr. Roger Frie

Copyright © der Übersetzung der Briefe ins Englische by Prof. Dr. Dr. Roger Frie
Simon Fraser University, Vancouver, Canada; E-Mail: roger.frie@sfu.ca